



Kurt Koch in Basel am Sitz seines bisherigen Bistums

# DER NÄCHSTENLIEBER

Bischof Kurt Koch schrieb einst für seinen Freund eine Hymne auf die Zärtlichkeit. Doch als Funktionär duldet der angehende Kardinal keine Homosexuellen in kirchlichen Ämtern.

Von Michael Meier

**S**elbst in den feierlichsten Momenten seines Lebens wirkt Kurt Koch gramgebeugt. Der aufrechte Gang wird ihm auch schwerfallen, wenn er am 20. November aus den Händen von Papst Benedikt XVI. den Kardinals purpur entgegennimmt. Manche sagen, Kochs gebeugte Haltung rühre von einer Rachitis in seiner Kindheit her. Einer, der ihn gut kennt, meint jedoch, der Karriere zuliebe habe er nicht nur seine Überzeugungen, sondern auch seine Seele geopfert.

Der Kardinal kommt von unten. Sein Vater war ein einfacher Arbeiter in Emmenbrücke, ein Sozialdemokrat mit Distanz zur Kirche. Wie zum Trotz trat Kurt Koch mit 20 ins Priesterseminar St. Beat in Luzern ein, bis heute die Nachwuchsschmiede des Bistums Basel. Unter den Kommilitonen galt er als geselliger und etwas exzentrischer Streber, der gerne unglaubliche Geschichten erzählte, jeweils seine Zigaretten distinguert aus einer silbernen Dose hervorklaubte und sie mit Mundstück rauchte. Nachtmensch schon damals, lebte er ungesund und unспортlich. Von klein an versuchte er mit dem Intellekt zu punkten. 1975 machte Koch das Diplom in Theologie. Doch dann wählte der kritische Theologe nicht das zölibatäre Priestertum. Er blieb Laientheologe und widmete sich in Luzern und München dem Doktorat. Immer wieder liess er durchblicken, wie sehr er unter der Kirche litt, die ihm zu eng und zu dogmatisch war. Mit der Formulierung «Im gemeinsamen Leiden an der gegenwärtigen Kirche» etwa schloss er 1980 einen Brief an einen progressiv gesinnten Pfarrer.

Überraschend liess er sich am 20. Juni 1982 dann doch noch zum Priester weihen. Warum dieses jahrelange Zuwarten? Wegen einer Beziehung im Priesterseminar, die ihn ganz in Beschlag nahm? Wie auch immer, an Weihnachten 1981, ein halbes Jahr vor der Weihe, fand sie ihren Niederschlag im Büchlein «Lebensspiel der Freundschaft». In diesem «Meditativen Brief an meinen Freund» besingt Koch euphorisch die Freundschaft, die ihm «mitten im Strudel heutiger Erfahrungen von menschlicher Heimat- und Obdachlosigkeit» besonderen Halt gab. Wie sehr ihn die Freundschaft umtrieb, belegt seine Aussage, dass die Freunde «regelrecht ins Stottern geraten müssen, wollen sie über den Anfang ihrer Freundschaft Rechenschaft ablegen». Sein Freund wird ihm zum «zweiten Ich». Ja: «Mein Freund ist geradezu die zweite, die soziale Gebärmutter meines Lebens. Sein Freundschaftsdienst ist Hebammendienst an meinem Leben und an meiner Identität.»

## BIS IN DIE FINGERSPITZEN

Die Schrift kulminiert in einer Hymne auf die Zärtlichkeit: «Zärtlichkeit ist das Lebenselixier echter Freundschaft... Wirklich konkret wird die Grundstimmung der Zärtlichkeit erst in den zahllosen Zärtlichkeiten im alltäglichen Leben einer Freundschaft. Freundschaft lebt entweder von den Zeichen und Gesten der Zärtlichkeit, oder sie wird nur allzu bald erkalten und absterben», schreibt er in dem Bändchen, das längst vergriffen ist und in keiner offiziellen Bibliografie des Würdenträgers mehr erscheint. Der Theologe hatte gute Gründe, warum Freundschaft kör-

perlich werden darf und muss: «Freundschaft lässt sich nun einmal nie bloss leben mit dem Kopf allein, ja nicht einmal mit dem Herzen allein. Sie will vielmehr den ganzen Menschen durchströmen — bis in die Fingerspitzen hinaus... Denn zärtlich sein heisst, sein Herz sprechen zu lassen durch die Gesten des Leibes. Deshalb sind die Zärtlichkeiten die Elementarsprache menschlicher Freundschaft... Echte Freundschaft kennt Erfahrungen, für die eigentlich keine andere Sprache mehr gibt als die Gestik der Zärtlichkeiten. Um wie viel übersteigt doch etwa eine schweigende Umarmung des Freundes beim ersehnten Wiedersehen nach langer Trennung auch die gelungensten Worte!»

Nach der Priesterweihe wirkte Kurt Koch drei Jahre als Seelsorger in Bern, ehe es ihn zurückzog an die Theologische Fakultät Luzern, zuerst als Lehrbeauftragter, ab 1989 als Professor. Jahre zuvor hatte er eine herbe Enttäuschung einstecken müssen. Zwar wählte ihn die Professorenschaft der Theologischen Hochschule Chur einstimmig zum Dogmatik-Ordinarius. Doch der Churer Bischof Johannes Vonderach lehnte ihn als Professor ab. Mit der Begründung, Koch sei nicht mehr katholisch, und die Orthodoxie sei bei ihm nicht mehr gewährleistet. Tatsächlich vertrat Koch damals progressive Positionen: Er kritisierte die Diskriminierung der Frau in der Kirche, die Zurücksetzung der Laien, griff überhaupt alle heissen kirchlichen Eisen auf. Und brach schon mal eine Lanze für die Homosexuellen, so in seinem Büchlein «Aids, eine traurige Chance?».

In dieser «Christlich-ethischen Orientierung» von 1987 klagte er, «dass die Suche nach den Ursachen der Krankheit Aids durch das vorschnelle Ausfindigmachen von Sündenböcken ersetzt wird, die dann auch recht bald vor allem in den homosexuell veranlagten und praktizierenden Menschen gefunden worden sind». Homosexuelle würden mit Aids wieder zum Ausgrenzungsobjekt gesellschaftlicher Entsolidarisierung. Koch verwahrte sich gegen den Begriff «Schwulenpest» und beanstandete, «dass die von der katholischen Kirche nicht unbedeutend unterstützte gesellschaftliche Tendenz zur Ausgrenzung oder gar Stigmatisierung der Homosexuellen diese geradezu in die Promiskuität treibt».

Dann wäre also die gesellschaftliche Anerkennung der Homosexuellen in Form der eingetragenen Partnerschaft das Heil-

mittel gegen die Promiskuität? Nein, im Gegenteil: Im Jahr 2003 verteidigte Koch den Aufruf von Kardinal Joseph Ratzinger an christliche Politiker, die Legalisierung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften zu bekämpfen. Auch die CVP müsse «über die Bücher gehen und sich überlegen, was das C überhaupt bedeutet», so Koch damals in der «SonntagsZeitung».

Er habe sich in seiner Kritik an der CVP nicht auf die «Homosexualität an sich bezogen», sagt Kurt Koch heute gegenüber dem «Magazin», «sondern auf die Rechtsform der eingetragenen Partnerschaft, die der christlichen Vorstellung von Ehe und Familie zu nahe kommt». Die Schweizer Bischofskonferenz habe sich dafür ausgesprochen, dass die berechtigten Wünsche von homosexuellen Partnerschaften auch rechtlich geregelt werden sollen, aber in einer Weise, die nicht eine eheähnliche Form habe.

2003 allerdings war Kurt Koch bereits seit sieben Jahren Bischof und hatte viele seiner früheren Überzeugungen preisgegeben. Die Bischofsweihe von 1996 durch Papst Johannes Paul II. im Petersdom war der alles entscheidende Wendepunkt in seiner Karriere. Wie sehr er seither an der «geforderten Loyalität zur Kirchenleitung» leide, wird für seinen früheren Studienkollegen Heinz Angehrn an Kochs zusehends gebeugter Haltung ablesbar.

Koch selber lässt das nicht gelten. Als Bischof habe er am meisten unter der «Unverhältnismässigkeit zwischen den Aufgaben und den Verantwortungen und den personellen Ressourcen, die ihm zur Verfügung standen», gelitten. «Als ich drei Monate aussetzen musste, lautete die ärztliche Diagnose auf Erschöpfungsdepression, weil ich mehr als ein Jahr lang keinen einzigen freien Tag gehabt hatte.» Unbestreitbar aber vollzog Koch im Bischofsamt die von ihm geforderte Kurskorrektur, in vielen Fragen gar eine Wende um 180 Grad — sei es in seiner Kritik am Opus Dei und am Zentralismus, sei es in seiner offenen Haltung zu den Laien, zum Frauenpriestertum — und zur Homosexualität.

Im November 2001 wurde der Bischof von Basel sehr unliebsam mit diesem Thema konfrontiert. Ausgerechnet sein Studienfreund von einst, O. W., verkündete nach 26 Jahren Dienst in der Kirche: «Ich bin homosexuell — Gott wollte es so.» Sein Coming-out auf der Kanzel im solothurnischen Luterbach verstand er als erlösenden «Akt des Glaubens». Denn der Zölibat sei ein Machtmittel:

«Es zwingt dich in den ewigen Kreislauf von Schuld und Sühne.»

Koch, der 1970 in dem nach Kriens ausgelagerten Luzerner Priesterseminar W.s Zimmernachbar war, erinnerte sich nicht mehr, dass er einst geschrieben hatte: «Freundschaft vereinigt zwei Freunde in ewiger Treue.» An Allerheiligen 2001, vier Tage nach dem Outing, verkündete er im Schweizer Fernsehen, W. dürfe keine priesterlichen Funktionen mehr wahrnehmen, und untersagte ihm mit sofortiger Wirkung die Spendung der Sakramente. Adamim, der Verein Schwule Seelsorger Schweiz, tadelte daraufhin das «harte und unbarmherzige Durchgreifen» des Bischofs.

W. beklagte sich, dass sich Koch später nie mehr bei ihm gemeldet habe. Das faktische Berufsverbot zwang ihn zum Stempeln. Dann trat er aus der Kirche aus. W., der sein Outing erst nach dem Tod der Mutter gewagt hatte, litt an Depressionen und Suchtverhalten. 2005 fand die Polizei den 56-Jährigen tot in seiner Wohnung. Trotz der sichtbaren Reste von Alkohol und Drogen gingen seine Freunde nicht von Selbstmord aus.

Der Bischof und seine Mitarbeiter am Bischofssitz in Solothurn hatten schon Jahre von W.s im Schatten gelebten Neigungen gewusst. Laut Koch sei er mit seinen Mitarbeitern «nach Bekanntwerden von W.s homosexueller Praxis einen langen Weg mit ihm gegangen» und habe «erst dann eingegriffen, als er im Gottesdienst öffentlich erklärt hat, dass er nicht mehr zu seinem Priestertum stehen könne». Doch der Gemeindeführer von Luterbach, Max Konrad, fand es damals geradezu stossend, dass W.s öffentliches Bekenntnis den Bischof zum Durchgreifen nötigte: «Schlimm ist die Doppelmoral. Solange eine Beziehung nicht öffentlich ist, wird sie geduldet. Nur wenn man dazu steht, muss man gehen.»

### GEMEINSAME WOHNUNG

Was die Öffentlichkeit nicht wusste: Bischof Koch selber hatte damals schon seit Jahren eine Eigentumswohnung mit seinem Freund. 1993, damals noch Professor für Dogmatik in Luzern, kaufte er zusammen mit einem Priester in der Innerschweiz einen Hausteil in einem Dreifamilienhaus. Die Wohnung lag nicht weit von den zwei Innerschweizer Pfarreien entfernt, in denen der Freund damals als Pfarrer tätig war.

Damit konfrontiert, erklärt Koch, er habe die Eigentumswohnung nicht ge-

## KRITIKER VON KOCH REDEN VON EINER «SCHLIMMEN DOPPELMORAL» DES DAMALIGEN BISCHOFS.

kauft, um eine homosexuelle Beziehung zu leben und so kirchliche Doppelmoral zu treiben. «Man kann eine schöne Freundschaft unter Priestern auch pflegen, ohne sie sexuell zu leben. Oder soll man denn alle Seelsorgenden, die in Freundschaftsbeziehungen leben, oder Priester, die in Vita communis leben, der gelebten Sexualität verdächtigen?»

Freundschaft ist Koch zufolge der «Wurzelboden für die Erprobung eines nun wirklich alternativen Lebensstils». Wie er 1981 in seinem «Meditativen Brief an meinen Freund» ausführte, nährt diesen alternativen Lebensstil die Zärtlichkeit: «Gegenüber aller «Berührungsangst» und dem Analphabetismus der Gesten beim heutigen Menschen in seiner weithin emotionsarm gewordenen Gesellschaft lässt sie den Menschen sich in seiner ursprünglichen und je neu zu gewinnenden Ganz-Einheit von Geist, Herz und Leib erleben.» Freunde wüssten auch, «dass keine einzige Entdeckung, die sie aneinander machen, beschämend sein kann, wenn sie sie nur mit dem Zartgefühl der Liebe machen».

Laut Koch hat er das Büchlein tatsächlich als Hymne auf die Zärtlichkeit verfasst. «Und zwar in der Überzeugung, dass die heutige Fixation freundschaftlicher Verbundenheit auf Sexualität und ihre Fixation auf Genitalität keine gute Entwicklung ist.» Das Büchlein habe er in jener Zeit geschrieben, als er Dozent am Katechetischen Institut Luzern gewesen «und mit vielen Freundschaftsproblemen unter den Studierenden konfrontiert» gewesen sei. Er habe ihnen mit einer spirituellen Vertiefung ihrer Fragen helfen wollen. «Und weil es sich um eine ganz persönliche Frage handelt, habe ich die Form eines «Meditativen Briefes an meinen Freund» gewählt, um damit zu signalisieren, dass das Gesagte für Freundschaften zwischen beiden und den gleichen Geschlechtern gilt.» Was er «als Stilmittel gebraucht» habe, dürfe man ihm «nicht als autobiografisch» auslegen, erklärt Koch heute dazu.

Dem aber widerspricht er selber im Vorwort klar: Über Freundschaft nachdenken könne man nur, wenn man «seine eigene Erfahrung erzählend ins Wort



bringt». Aufgefordert zum Brief an seinen Freund habe ihn der Lektor des Kanisius-Verlags, dem die vielen Anspielungen auf die Freundschaft in seinen Schriften aufgefallen seien. Leute, die Koch damals kannten, bestätigten übereinstimmend, dass das Büchlein einen konkreten Adressaten hatte: einen Priester, der heute im Bistum Basel tätig ist — nicht identisch aber mit dem Freund, mit dem er die Eigentumswohnung in der Innerschweiz teilt.

Als Bischof hatte Koch schon 1998 einen Theologen abgestraft, weil dieser öffentlich mit seinem Freund zusammenwohnte. Der damals 30-jährige Peter Lack, als Laientheologe nicht an den Zölibat gebunden, stand offen zu seiner homosexuellen Beziehung. Doch der Bischof verwehrte ihm, der seit sechs Jahren als Seelsorger am Aidspfarramt in Basel tätig war, die Institutio, das heisst die offizielle Indienstnahme für eine dauernde kirchliche Tätigkeit im Bistum Basel. Auch als Hilfsleiter für Seelsorgegespräche innerhalb der Berufseinführung am Priesterseminar in Luzern kam Lack für den Bischof nicht mehr infrage.

Damals schrieb Koch an Lack: «Gemäss der Lehre der katholischen Kir-

che entspricht eine öffentlich gelebte homophile Beziehung nicht dem Ideal einer partnerschaftlichen Beziehung, die auch die geschlechtliche Gemeinschaft einschliesst. Der gegenwärtige Stand der humanwissenschaftlichen Forschung über die Homophilie erlaubt es zudem nicht, die Lehre der Kirche so in Zweifel zu ziehen, dass sie nicht mehr tragfähig wäre. Es besteht von daher kein zwingender Anlass, diese Lehre zu ändern.» Und den Freund von Lack liess Koch wissen: «Angesichts des kirchlichen Glaubens und der gesellschaftlichen Situation war mir kein anderer Entscheid möglich.» Dem Theologen versicherte Koch, er sei «weiterhin gerne bereit, mit Ihnen auf dem Weg zu sein und Wege zu suchen, auf denen Sie sich seelsorgerlich engagieren können». Doch Lack quittierte schliesslich den kirchlichen Dienst und arbeitet heute als selbstständiger Coach und Supervisor in Basel.

Theologen und Medien schonten damals den Bischof nicht. Die «Basler Zeitung» warf die Frage auf, weshalb die Religionsfreiheit vor dem Diskriminierungsverbot rangiere. Der frühere Pfarrer Andreas Bammatter fragte: «Wa-

rum wird Ehrlichkeit im Wertesystem der römisch-katholischen Weltkirche heute so tief angesetzt? Wieso lebt die römisch-katholische Weltkirche mit so viel Doppelbödigkeit und einer Doppelmoral?» Der Verein Lesbische und Schwule Basiskirche Basel warf Koch vor, mit der Disziplinierung von Peter Lack «das leidvolle Kapitel der Kirche im Umgang mit homosexuellen Menschen» fortzusetzen. «Waren es früher Inquisition und Scheiterhaufen, sind es heute subtilere Formen der Unterdrückung.»

Der bekannte Psychologieprofessor und Autor Udo Rauchfleisch, der zur katholischen Begleitkommission des Aidspfarramts beider Basel gehörte, klagte nach einem langen Gespräch mit dem Basler Bischof, noch «nie so etwas an Ignoranz erlebt» zu haben. Koch befinde sich in Sachen Homosexualität «in etwa auf dem Wissensstand von 1920». Der künftige Kardinal meint dazu, er habe im Laufe seiner seelsorgerlichen Tätigkeit immer wieder Anlass gehabt, sich in wissenschaftlicher Literatur über Homosexualität umzusehen. «Dabei habe ich festgestellt, dass auch ganz andere Positionen als jene von Udo Rauchfleisch

## MEIER MEIER MEIER & MEIER

INVESTOREN GRUPPE

### Jeder hat das Zeug zum Finanzexperten – mit dem Depositokonto zum Geldbeiseitelegen.

Dank unserer attraktiven Zinsen fällt es Ihnen jetzt besonders leicht, Geld beiseitezulegen. Profitieren Sie vom klassischen Depositokonto oder dem Online-E-Depositokonto und machen Sie mehr aus Ihrem Geld. Wir beraten Sie gerne in unseren Filialen, in Ihrer Poststelle oder rund um die Uhr unter 0848 888 700 (Normaltarif).

Besser begleitet.

**PostFinance**

**DIE POST**

[postfinance.ch/depositokonten](http://postfinance.ch/depositokonten)



vertreten werden. Im Lichte dieser Erkenntnis habe ich sein Urteil über mich entgegengenommen und gewertet.»

Ausgelöst vom Fall Peter Lack kam das Thema an der Jahrestagung 2000 der Theologiestudierenden in Luzern zur Sprache. Von einem Studenten auf die vielen Seelsorger und Priester, die in einer homosexuellen Beziehung leben, angesprochen, lehnte es Bischof Koch ab, von einer grundsätzlichen Problematik zu sprechen; er wisse nur von Einzelfällen. So will es auch die gängige kirchliche Sprachregelung. Koch warf dem Studenten vor, mit der Behauptung, die homosexuelle Lebensform betreffe viele kirchliche Mitarbeiter, betreibe er «Rufmord an einer ganzen Berufsgattung».

Dabei ist landläufig bekannt, dass die katholische Kirche die Homosexuellen geradezu anzieht. 2004 meinte Gianfranco Christen, der damalige Präsident von Adamim, in der «Schweizer Kirchenzeitung», dass es an der Theologischen Fakultät Luzern von Schwulen nur so wimmle. Zu seiner Zeit seien 40 bis 50 Prozent der Studierenden schwul gewesen. Der bekannte Psychologe und Theologe Wunnibald Müller geht davon aus,

dass 20 bis 25 Prozent aller Priester schwul sind. Am Zurich Pride Festival vom vergangenen Juni meinte Justizdirektor Markus Notter, es gebe einige Anzeichen dafür, dass in keinem Unternehmen der Anteil schwuler Männer so hoch sei wie bei Mutter Kirche.

Koch muss das wissen. Umgab er sich doch nach Meinung eines mit ihm bekannten Priesters auch in der Bistumsleitung mit solchen Männern, um sich selber zu schützen. Allerdings: Im Fall Röschenz, jenem mehrjährigen Streit zwischen dem Priester Franz Sabo und Bischof Koch respektive dessen Generalvikar Roland B. Trauffer, ging es unterschwellig immer wieder um gegenseitige Schuldzuweisungen, gegen den Zölibat zu verstossen. Im Rahmen dieses Streites sollen denn auch aus der Entourage des Bischofs Informationen etwa über dessen Eigentumswohnung in gewissen Kirchenkreisen gestreut worden sein.

Als Ökumeneminister von Papst Benedikt XVI. ist Kurt Koch nun einer der wichtigsten und öffentlichsten Männer der römisch-katholischen Kirche. Beobachter gehen davon aus, dass er sich zu 100 Prozent an den Papst anlehnen wird, dem er

überaus ähnlich ist. Obwohl von diesem jetzt auch in die Glaubenskongregation berufen, gehören Fragen der Moral nicht zum Kerngeschäft des Neokardinals. Doch spielt gerade das Thema Homosexualität in dem von Benedikt forcierten Dialog mit den orthodoxen Kirchen eine zentrale Rolle. Und für den ist jetzt Koch zuständig. Der Dialog war unter Johannes Paul II. merklich abgekühlt, seit dieser auf russischem Terrain katholische Diözesen errichten liess. Unter Benedikt kommt es neuerdings zu einer katholisch-orthodoxen Annäherung, weil er sich auf die von russischen Würdenträgern vorgeschlagene «strategische Allianz» zwischen der Orthodoxie und der römischen Kirche einlässt. Bindeglied dieser Allianz ist der Kampf gegen die «Diktatur des Relativismus» vor allem in Form des Frauenpriestertums und der gelebten Homosexualität. Die Ostkirchen applaudieren Benedikt für seine unzweideutige Verurteilung von homosexuellen Beziehungen, die er als objektiv ungeordnet und gegen das natürliche Sittengesetz verstossend in keinem Fall billigen kann. Unter Benedikt hat der Vatikan auch erstmals ein Verbot erlassen, «praktizierende Homosexuelle und Männer mit



## Erste Hilfe bei zu hohen Prämien.

Schmerzen Sie zu hohe Gesundheitskosten? maxi.ch belohnt alle Versicherten, die mehr Eigenverantwortung übernehmen und somit von attraktiveren Krankenversicherungs-Prämien profitieren möchten. Darum erhalten Sie bei maxi.ch bereits zum durchschnittlichen Preis einer Grundversicherung eine Zusatzversicherung inklusive. Entscheiden Sie sich für maxi.ch. Und dafür, Ihre Gesundheitskosten nachhaltig maximal zu minimieren: Telefon 043 340 90 01 oder auf [www.maxi.ch](http://www.maxi.ch)

vertreten werden. Im Lichte dieser Erkenntnis habe ich sein Urteil über mich entgegengenommen und gewertet.»

Ausgelöst vom Fall Peter Lack kam das Thema an der Jahrestagung 2000 der Theologiestudierenden in Luzern zur Sprache. Von einem Studenten auf die vielen Seelsorger und Priester, die in einer homosexuellen Beziehung leben, angesprochen, lehnte es Bischof Koch ab, von einer grundsätzlichen Problematik zu sprechen; er wisse nur von Einzelfällen. So will es auch die gängige kirchliche Sprachregelung. Koch warf dem Studenten vor, mit der Behauptung, die homosexuelle Lebensform betreffe viele kirchliche Mitarbeiter, betreibe er «Rufmord an einer ganzen Berufsgattung».

Dabei ist landläufig bekannt, dass die katholische Kirche die Homosexuellen geradezu anzieht. 2004 meinte Gianfranco Christen, der damalige Präsident von Adamim, in der «Schweizer Kirchenzeitung», dass es an der Theologischen Fakultät Luzern von Schwulen nur so wimmle. Zu seiner Zeit seien 40 bis 50 Prozent der Studierenden schwul gewesen. Der bekannte Psychologe und Theologe Wunnibald Müller geht davon aus,

dass 20 bis 25 Prozent aller Priester schwul sind. Am Zurich Pride Festival vom vergangenen Juni meinte Justizdirektor Markus Notter, es gebe einige Anzeichen dafür, dass in keinem Unternehmen der Anteil schwuler Männer so hoch sei wie bei Mutter Kirche.

Koch muss das wissen. Umgab er sich doch nach Meinung eines mit ihm bekannten Priesters auch in der Bistumsleitung mit solchen Männern, um sich selber zu schützen. Allerdings: Im Fall Röschenz, jenem mehrjährigen Streit zwischen dem Priester Franz Sabo und Bischof Koch respektive dessen Generalvikar Roland B. Trauffer, ging es unterschwellig immer wieder um gegenseitige Schuldzuweisungen, gegen den Zölibat zu verstossen. Im Rahmen dieses Streites sollen denn auch aus der Entourage des Bischofs Informationen etwa über dessen Eigentumswohnung in gewissen Kirchenkreisen gestreut worden sein.

Als Ökumeneminister von Papst Benedikt XVI. ist Kurt Koch nun einer der wichtigsten und öffentlichsten Männer der römisch-katholischen Kirche. Beobachter gehen davon aus, dass er sich zu 100 Prozent an den Papst anlehnen wird, dem er

überaus ähnlich ist. Obwohl von diesem jetzt auch in die Glaubenskongregation berufen, gehören Fragen der Moral nicht zum Kerngeschäft des Neokardinals. Doch spielt gerade das Thema Homosexualität in dem von Benedikt forcierten Dialog mit den orthodoxen Kirchen eine zentrale Rolle. Und für den ist jetzt Koch zuständig. Der Dialog war unter Johannes Paul II. merklich abgekühlt, seit dieser auf russischem Terrain katholische Diözesen errichten liess. Unter Benedikt kommt es neuerdings zu einer katholisch-orthodoxen Annäherung, weil er sich auf die von russischen Würdenträgern vorgeschlagene «strategische Allianz» zwischen der Orthodoxie und der römischen Kirche einlässt. Bindeglied dieser Allianz ist der Kampf gegen die «Diktatur des Relativismus» vor allem in Form des Frauenpriestertums und der gelebten Homosexualität. Die Ostkirchen applaudieren Benedikt für seine unzweideutige Verurteilung von homosexuellen Beziehungen, die er als objektiv ungeordnet und gegen das natürliche Sittengesetz verstossend in keinem Fall billigen kann. Unter Benedikt hat der Vatikan auch erstmals ein Verbot erlassen, «praktizierende Homosexuelle und Männer mit



## Erste Hilfe bei zu hohen Prämien.

Schmerzen Sie zu hohe Gesundheitskosten? maxi.ch belohnt alle Versicherten, die mehr Eigenverantwortung übernehmen und somit von attraktiveren Krankenversicherungs-Prämien profitieren möchten. Darum erhalten Sie bei maxi.ch bereits zum durchschnittlichen Preis einer Grundversicherung eine Zusatzversicherung inklusive. Entscheiden Sie sich für maxi.ch. Und dafür, Ihre Gesundheitskosten nachhaltig maximal zu minimieren: Telefon 043 340 90 01 oder auf [www.maxi.ch](http://www.maxi.ch)



## «DIE GRÖSSTE SÜNDE IST ES, GEGEN DAS EIGENE WESEN ZU LEBEN», SAGTE DER RELIGIONS-PHILOSOPH MARTIN BUBER.

tief sitzenden homosexuellen Tendenzen» zum Priesteramt zuzulassen.

Mit Joseph Ratzinger ist die Homophobie in der Kirche salonfähiger denn je. Gemäss dem Psychologen Udo Rauchfleisch verbergen sich hinter manifester Schwulenfeindlichkeit in der Regel Schattenkämpfe. Eine Hauptursache der Diskriminierung ist für ihn die Angst vor eigenen, bei sich selbst aber abgelehnten schwulen Seiten. Die ausgrenzenden Stimmen von aussen würden in die eigene Persönlichkeit übernommen: «Der Kampf tobt im eigenen Innern, und die entwertenden Stimmen sind Teil der eigenen Person.» Für Rauchfleisch ist es «tragisch zu sehen, wie in der Kirche ... Männer die eigene Homosexualität an anderen bekämpfen». Sagte doch der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber: «Die grösste Sünde ist es, gegen das eigene Wesen zu leben.»

Der Ostschweizer Pfarrer Heinz Angehrn meint grundsätzlich, dass auch bei Homosexuellen aus Opfern später oftmals Täter würden: Opfer engstirniger kirchlicher Sozialisation bekämpften als Würdenträger und Funktionäre das Eigene am andern. Dass es ausgerechnet im Pontifikat Ratzinger zu so starker Homophobie kommt, findet Angehrn extrem stossend: «Wo viel Abwehr ist, dort muss viel Betroffenheit sein.»

Angehrn war 1979 als junger Theologiestudent Sprecher am Priesterseminar St. Beat in Luzern. Er erinnert sich, wie er auf Wunsch einer Seminargruppe den im Seminar wohnenden Doktoranden Kurt Koch anfragte, einen Abend über Homosexualität zu bestreiten. Dieser habe sofort zugesagt und gegenüber den Studierenden eine liberale Haltung vertreten. Er habe die Theorie einer krankhaften und heilbaren Neigung verworfen und die Kirche zu einem anderen Umgang mit den Homosexuellen aufgefordert.

In jenen Jahren durfte Kurt Koch erleben, wie ihm seine Freundschaft den befreienden Mut schenkte, «alle sicherheitspolitischen Vorkehrungen in seinem Leben abzubrechen»: In seinem «Meditati-

ven Brief an meinen Freund» ist es wiederum die Zärtlichkeit, «die dem zärtlichen Menschen selbst alle Waffen aus der Hand schlägt und ihn sich dem Freund als völlig wehrlosen Menschen anbieten lässt ... Sie vermag Panzerungen und Festungen, in die hinein Menschen sich immer wieder verkriechen, aufzubrechen.» Sich dem Freund zumuten, dies bedeutete für Koch, sich ihm ganz zumuten — «ungeschminkt und unmaskiert. So, wie man ist, mit allen Dimensionen seines Menschseins, mit seinen Talenten und Schwächen, mit seinen Sehnsüchten und Ängsten, mit seinen Freuden und Leiden.»

Für den jungen Kurt Koch bewährte sich echte Freundschaft gerade darin, «dass die alltäglichen Versteckspiele der Menschen miteinander und gegeneinander endlich aufhören und dass die alltäglichen Maskenbälle ein Ende nehmen». So dachte er 1981 als Theologe — noch nicht gebeugt von Priesterkleid, Bischofshut und Kardinals purpur. ●

MICHAEL MEIER ist Experte für kirchliche und religiöse Themen beim «Tages-Anzeiger». [mimeier@sunrise.ch](mailto:mimeier@sunrise.ch)  
ELISABETH MOCH arbeitet als Illustratorin in Berlin. [elisabeth@elisabethmoch.com](mailto:elisabeth@elisabethmoch.com)

# Endlich Fertigménüs, die so frisch sind wie auf dem Packungsfoto.

NEU



Immer frisch zubereitet und innerhalb von 24 Stunden in Ihrer Migros: Probieren Sie die neuen Fresh cups. Genussbereit in 3 Minuten. Besteck und Serviette sind dabei.

**MIGROS**  
Ein **M** besser.